

Psychoanalyse international – oder die Kunst, unterschiedliche Welten auszubalancieren

Ein Interview mit Stefano Bolognini

Anna Ursula Dreher · Stefano Bolognini

Online publiziert: 10. Mai 2014
© Springer-Verlag Berlin Heidelberg 2014

Zur Einführung des Interviews mit Stefano Bolognini

Die Internationale Psychoanalytische Vereinigung (IPV) ist eine Gesellschaft mit über 12.000 Mitgliedern in 63 Ländern, in Nord- und Südamerika und in Europa, in Australien und Israel, in Japan, Korea, Taiwan und China. Innerhalb dieser Regionen und selbst innerhalb der einzelnen Länder sowie innerhalb einzelner Gesellschaften hat sich in der mehr als 100-jährigen Geschichte der Psychoanalyse eine Vielzahl von psychoanalytischen Theorien und Behandlungstechniken entwickelt, sodass selbst die Verständigung über Grundbegriffe auf Hindernisse stoßen kann.

Stefano Bolognini, früherer Präsident der italienischen Gesellschaft, hat 2013 in Prag auf dem letzten IPV-Jahreskongress unter großem Jubel sein Amt als Vorsitzender angetreten, begleitet von Hoffnungen auf Veränderungen. Bolognini tritt für eine selbstbewusste Vertretung der Psychoanalyse ein, für ihre Einmischung in gesellschaftliche Entwicklungen, für eine wichtige Rolle innerhalb der Psychiatrie, für einen besseren Austausch mit den anderen Wissenschaften und nach innen für eine Verbesserung des Kontakts zwischen den Mitgliedern der IPV und ihrem Vorstand. Der neue Präsident muss sich mit einer heterogenen und widerspruchsvollen Organisation beschäftigen und eine Balance zwischen den verschiedenen, manchmal

Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Britta Nord, Mailand.

Dr. phil. A. U. Dreher (✉)
Sternstr. 6,
60318 Frankfurt a. M., Deutschland
E-Mail: dreher@t-online.de

S. Bolognini
Via Dell'Abbadia 6,
40122 Bologna, Italien
E-Mail: dott.stefano.bolognini@gmail.com

in gegensätzliche Richtungen gehenden Bestrebungen finden. Das gilt zum Beispiel auch für die formalen Standards der Ausbildung des Nachwuchses. Auf der einen Seite gilt es, eine hohe Qualität und zu diesem Zweck die Standards aufrechtzuerhalten, und auf der anderen Seite die Ausbildungsbedingungen in einer sich immer schneller verändernden Welt anzupassen.

Bolognini's Programm zeigt hohen Respekt für die Verschiedenheit und die nicht-seltene Widersprüchlichkeit des psychoanalytischen Denkens. Die Komplexität der psychischen Welt des Menschen, die Komplexität der analytischen Methoden und die Verschiedenheit der jeweiligen Hintergründe psychoanalytischen Denkens haben zu einer Diversität geführt, die nicht nur als Hindernis und Hemmschuh der wissenschaftlichen Entwicklung der Psychoanalyse angesehen werden muss, sondern als ihrem Forschungsgegenstand angemessen. Bolognini begreift die Psychoanalyse als lebendigen Organismus; er vertraut auf und er unterstützt ihre weiteren Entwicklungen in einer sich verändernden Welt, will aber die zentralen Werte dieser Wissenschaft nicht aufgeben. Das ist keine leichte Aufgabe!

Ingo Focke, Stuttgart

Der persönliche Weg zur Psychoanalyse

AUD: *Seit August 2013 sind Sie Präsident der IPV, und es besteht natürlich Interesse daran zu erfahren, wer Sie sind, was Ihre Absichten und Pläne sind, was Sie zu unterschiedlichen IPV-Themen denken. Darf ich Sie erst einmal vorstellen: Sie sind über die Medizin und die Psychiatrie zur Psychoanalyse gekommen.*

SB: Ja, ich war Psychiater, bevor ich ausschließlich als Analytiker gearbeitet habe. Ich wurde in Bologna geboren, aber als Psychiater war ich zunächst in Venedig tätig, wo ich 25 Jahre gelebt habe. Die psychiatrische Klinik dort war auf einer Insel – damit die Patienten nicht das Stadtbild störten! Nach einigen Jahren gab ich diesen Job auf und machte eine Ausbildung zum Psychoanalytiker; 1986 bin ich zurück nach Bologna. Lange Jahre war ich auch Berater für öffentliche Krankenhäuser und psychiatrische Dienste, und ich habe an der Universität Bologna gelehrt. Dann habe ich alle diese Tätigkeiten aufgegeben, um ausschließlich als Analytiker in privater Praxis zu arbeiten. Das ist mein Lebenslauf!

AUD: *Als Psychiater hat man damals eher im Sinne der traditionellen Psychiatrie gearbeitet?*

SB: Nein, in Italien gab es – in den 1970er/1980er Jahren, als Basaglia seine „Revolution“ begann, wenn man das so ausdrücken möchte – einen neuen Trend: die psychoanalytische Psychiatrie. Sie hat sich anders entwickelt als die Basaglia-Bewegung und natürlich auch anders als die traditionelle Neuropsychiatrie. Italienische Analytiker haben eine spezielle Herangehensweise vorgeschlagen, um innerhalb der Institutionen analytisch zu arbeiten, indem sie – mit den Mitarbeitern in langen Sitzungen – die Dynamiken und die heftigen Turbulenzen durchgearbeitet haben, denen die

Mitarbeiter täglich ausgesetzt waren. Basaglia hatte einen völlig anderen Ansatz: Man wollte Gefangene befreien. Zu jener Zeit war das gerechtfertigt, aber es hat nicht das Problem des psychischen „containments“ des Leidens der Patienten gelöst. Das jedenfalls haben damals die meisten italienischen Analytiker gedacht.

AUD: Ihre Arbeit als Psychiater hatte also bereits einen analytisch geprägten Hintergrund. Was hat Sie motiviert, eine psychoanalytische Ausbildung zu machen?

SB: Das ist einfach zu beantworten. Zwei Faktoren haben eine Rolle gespielt: zum einen der auf alle Analytiker zutreffende Faktor, nämlich das eigene Bedürfnis nach Analyse, und zum anderen die Tatsache, dass in der Klinik in Venedig Psychoanalytiker als Mitarbeiter und als Berater tätig waren, die mich sehr ermutigt haben. Meine ersten Kontakte waren die dortigen Freudianer. Dann bin ich auf die Analytiker aus Bologna gestoßen, die andere Wurzeln hatten: Ihr Begründer, mein Analytiker, war ungarischer Herkunft – Molnar, was zu Molinari wurde, Müller auf Deutsch. Er hat Gedanken von Ferenczi nach Italien gebracht, insbesondere nach Bologna, und die dortige Analysekultur hat sich in Richtung Ferenczi, Balint und Winnicott entwickelt.

AUD: ... in Richtung einer starken Betonung der analytischen Beziehung, der individuellen Begegnung zwischen einem bestimmten Patienten und einem bestimmten Analytiker.

SB: Ja, eher relational als freudianisch. Wir hatten eine freudianische Basis als ersten Schritt unserer Ausbildung; ich habe mit den Seminaren am Mailänder Institut begonnen – einem der analytischen Zentren in Italien. Die wichtigsten Vertreter waren Fornari (er hat über Krieg, atomare Risiken und Psychoanalyse geschrieben) und Musatti. Das andere Zentrum war Rom, wo Gaddini war. Und dann gab es noch einen dritten wichtigen Ort, der mit Literatur zu tun hatte: Palermo. Haben Sie den berühmten Roman *Der Leopard* von Tomasi di Lampedusa gelesen? Er hat eine baltisch-deutsche Prinzessin geheiratet, die Analytikerin war. Nach ihrer Ausbildung in Berlin ist sie nach Palermo gezogen und hat dort ein Institut gegründet. Es hat sich zu einem bedeutenden Zentrum entwickelt; heute gibt es 40 Analytiker dort – und all das verdanken wir einer legendären Figur, einer baltisch-deutschen Prinzessin!

AUD: Zum Glück für die Psychoanalyse gab es ja immer wieder solche Figuren – Marie Bonaparte hat den Weg bereitet. Doch kommen wir zurück zu Ihrem „ungarischen“ Start in die Psychoanalyse.

SB: Wie gesagt, meine Ausbildung war hauptsächlich freudianisch, mit Anklängen an Ferenczi, Balint und Winnicott. Danach habe ich mich intensiv mit der britischen Schule beschäftigt und dann mit den Nordamerikanern, fand dort beides extrem interessant, die Selbstpsychologie und die intersubjektiven Entwicklungen. Ich habe auch Spanisch gelernt und war oft in Argentinien und Brasilien. Vor allem mit Argentinien haben die Italiener ständigen Kontakt; wir haben von Anfang an Besuch von argentinischen Analytikern bekommen. Ich hatte das Glück, Leon Grinberg live zu hören, ein großartiger Redner, auch Horacio Etchegoyen; er war überragend. Eine Gemein-

samkeit deutscher und italienischer Analytiker ist, dass sie lange fremde Einflüsse importiert haben, länger als die klassischen Schulen in Großbritannien, Frankreich und Nordamerika. Die waren zum Großteil so selbstbezogen, dass man in ihren Literaturverzeichnissen selten einen ausländischen Titel fand, während in Deutschland, Italien, Belgien und auch in Skandinavien jede Menge ausländisches Denken importiert wurde. Importiert!

AUD: Ich weiß nicht, wie es der Psychoanalyse in Italien im Zweiten Weltkrieg und unter Mussolini ergangen ist, aber in Deutschland waren Analytiker nach 1933, als die Nazis Freuds Bücher verbrannt hatten, gezwungen auszuwandern. Einige wurden ermordet; andere versuchten in Deutschland zu überleben, auch um den Preis, sich mit dem Regime zu arrangieren. Bis heute ist die Geschichte der deutschen Psychoanalyse geprägt vom Schicksal der Analytiker während und nach dem Krieg und davon, wie dies nach 1945 aufgearbeitet wurde. Wie ist es der italienischen Psychoanalyse unter dem Faschismus ergangen?

SB: Freud hat anfangs versucht, Mussolini für sich einzunehmen, indem er ihm einige seiner Bücher mit bewundernden Widmungen geschickt hat. Tatsächlich war Mussolini früh gegen die Psychoanalyse. Er ist zwar nicht so weit gegangen, die Bücher zu verbrennen, aber die wenigen italienischen Analytiker mussten trotzdem aus Italien fliehen. Nach Mussolinis Ende sind sie zurückgekommen und haben ihre Tätigkeit wieder aufgenommen.

AUD: Jedenfalls gab es einen Bruch in der Entwicklung der deutschen und sicher auch der italienischen Psychoanalyse und nach dem Zweiten Weltkrieg offensichtlich ein großes Bedürfnis, an jene Psychoanalyse anzuknüpfen, die sich in anderen Ländern, vor allem den angelsächsischen Ländern weiterentwickelt hatte.

SB: Der Unterschied ist, dass die Italiener importiert haben; sie hatten vorher nicht exportiert. Ihr Land hatte zu Beginn Psychoanalyse in die ganze Welt exportiert; die meisten Psychoanalytiker hatten deutsche Namen. Wir haben importiert, Sie haben reimportiert.

Die Psychoanalyse in Zeiten von Pluralismus und Globalisierung

AUD: Die analytische Welt ist nicht zuletzt wegen des Pluralismus in Theorie und Praxis unübersichtlich geworden. In einer solchen Situation haben nicht nur Analytiker die schlechte Angewohnheit, einander schnell mit ordnenden, gelegentlich auch wertenden Etiketten zu versehen, ich bin sicher, Sie haben auch eines. Was sagt man über Sie, und wie würden Sie selbst Ihre analytische Position beschreiben?

SB: Die beste Definition meiner Position hat meiner Meinung nach ein bekannter italienischer Kollege geliefert: Vincenzo Bonaminio, der ehemalige Vizepräsident der Europäischen Psychoanalytischen Föderation (EPF). Er hat mich großzügig als „postmodernen Klassiker“ beschrieben. Darin erkenne ich mich wieder. Meine Gene-

ration hatte die Möglichkeit, verschiedene analytische Schulen zu rezipieren, was vorangegangene Generationen nicht konnten. Viele bedeutende Analytiker aus verschiedensten Ländern haben bei mir einen bleibenden Eindruck hinterlassen, und ich habe gemerkt, dass an den Theorien und klinischen Fällen jedes Einzelnen etwas Wahres dran war. Und so hat mir bei Sitzungen mit Patienten mein Vorbewusstes Thesen aus Artikeln oder Teile von Gesprächen über diese Artikel ins Gedächtnis gerufen. Manche Patienten haben Artikel oder Vorträge britischer Kollegen über Objektbeziehungen evoziert; andere Patienten hatten eine solch ödipale Intensität, dass mir Thesen französischer Kollegen in den Sinn kamen; bei einigen narzisstisch bedürftigen, narzisstisch gekränkten Patienten war auf einmal etwas von Kohut da, oder dann wiederum in heftigen Dialogen mit Patienten die Betonung der Interaktion durch die Intersubjektivisten etc. – und all das auf ganz natürliche Weise. Ich bin also, glaube ich, ein typisches Produkt dieser Generation, die mit vielen Schulen in Berührung gekommen ist. Ich kenne die Kritik an dieser Haltung: Manche nennen sie polemisch „Eklektizismus“, aber für mich ist es einfach ein natürlicher Pluralismus. Für manche Kollegen ist es eine unerträgliche und inakzeptable Vermischung von Theorien und Konzepten. Aber Pluralismus ist heute Realität! Ich bin der Ansicht, dass, erstens, es zu Beginn der analytischen Ausbildung bei jedem Analytiker eine Art Trennung, Aufteilung gibt zwischen der bewussten und offiziellen theoretischen Position und der tatsächlichen inneren Ausgestaltung, der Komposition seiner Theorie; und zweitens gibt es einen wichtigen Faktor, der in der Realität über eine gelungene analytische Identität mitentscheidet, und das ist der der Harmonie dieser persönlichen Ausgestaltung. Das heißt: Als Analytiker können wir viele verschiedene analytische Objekte und viele innere analytische Gesprächspartner haben; die Frage ist nur, wie wir sie miteinander verknüpfen, kombinieren, und wie wir mit ihnen interagieren und arbeiten. Ein zeitgenössischer Analytiker kann einer sein, der auf viele Stimmen hört, aber schließlich einen persönlichen – mehr oder weniger harmonischen – Gefühls-, Denk- und Arbeitsmodus entwickelt. Und dort hinzukommen, ist das persönliche Puzzle und die lebenslange Aufgabe jedes Analytikers.

AUD: Das genau machen wir in unserer täglichen klinischen Arbeit und wenn wir darüber reflektieren. Aber um uns mit anderen zu verständigen, müssen wir diese persönlichen Theorien explizit machen, besonders auch unsere bewusste, vorbereitete, implizite Verwendung unserer Konzepte. Das heißt, wir müssen auch die Kommunikation zwischen uns Analytikern und der Außenwelt, last but not least der wissenschaftlichen Welt insgesamt, im Auge haben, zum Beispiel nicht nur in Metaphern oder Kurzformeln sprechen, sondern in einer klaren, verständlichen Sprache.

SB: Heute können Analytiker die Erfahrung machen, Kollegen aus aller Welt zu treffen, das schafft eine deutlich andere Situation als früher. Man ist stärker gezwungen (und gleichzeitig ist es einfacher), klar auszudrücken, was man denkt.

AUD: Das ist die positive Seite. Aber dieser pluralistische internationale Dialog scheint auch das Bedürfnis oder den Wunsch nach einer einheitlichen Theorie zu wecken oder nach einem einzigen Denker, an dem man sich orientieren kann ... Man muss sich nur die wechselnden idealisierten Autoren in der analytischen Szene

anschauen und die Anzahl derjenigen, die diese Autoren für sich zu Gurus erheben. Haben Sie nicht manchmal das Gefühl, es eher mit Gläubigen zu tun zu haben? Denken Sie nur an die zuweilen geschlossenen Zirkel unserer „Schulen“.

SB: Ich muss zugeben, dass das heute ein weit verbreiteter Trend ist. Ich schätze zum Beispiel Bion sehr, aber ich habe gemerkt, dass manchmal wieder eine Art „religiöser“ Verehrung hochkommt. (Wir hatten und haben heute auch „religiöse“ Tendenzen in Bezug auf Klein, Lacan, Kohut, auch auf Freud.) Es gibt bestimmte Zyklen in der Geschichte, und Bion ist der aktuelle Zyklus, in Italien so wie überall. Ich habe auch in Nordamerika erlebt, als Bion Mainstream wurde und sich wie ein Lauffeuer ausgebreitet hat. In Italien gibt es ein paar außerordentlich kreative Analytiker, aber während sie selbst wirklich kreativ sind, wiederholen manche ihrer „followers“ die jeweiligen Ideen gebetsmühlenartig, und das ist nicht besonders fruchtbar.

AUD: Nicht gerade die Art von „Aufklärung“, für welche die Psychoanalyse eigentlich stehen könnte ...

SB: Mich bestätigt das nur in der Ansicht, dass diese oder jene Theorie weniger wichtig ist als die Authentizität und die Fähigkeit, alle Elemente von Theorie und Praxis kreativ und harmonisch miteinander zu kombinieren. In der analytischen Arbeit hängt das hauptsächlich vom erfolgreichen Ausgang der persönlichen Analyse ab. Denn, wie Sie gesagt haben, wenn jemand seine inneren Objekte zu sehr idealisiert und keine vertraute Beziehung zu ihnen hat, wird sich das auch in der Theorie und in der Klinik wiederholen: Diese Objektbeziehung wird eins zu eins reproduziert.

AUD: Vielleicht sind Sie zu optimistisch darin, was Dialog und Kommunikation bewirken können?

SB: Oh, nein ... Ich hatte, ausgehend von den „working partys“ der EPF, die wunderbare Gelegenheit, ausländische Analytiker kennenzulernen und mit ihnen zu diskutieren, und diese Erfahrungen haben mich äußerst zuversichtlich gestimmt. Analytiker sprechen wirklich miteinander und erkennen gute Beiträge aus verschiedenen Quellen an, anstatt mit religiösem Eifer nur über Theorie zu streiten. Wenn mit klinischem Material gearbeitet wurde, wurde es offener, flexibler, besser möglich, einander zuzuhören.

AUD: Das heißt, Sie würden unterschreiben, was Wallerstein gesagt hat: Die klinische Situation ist unser „common ground“. Aber: Wenn wir arbeiten, über Fälle nachdenken und diskutieren, verwenden wir natürlich unsere Theorie, unsere analytischen Konzepte, die, mit denen wir vertraut sind. Die klinische Situation und Diskussionen darüber sind nicht theoriefrei beschreibbar.

SB: Ja, das sehe ich ganz genauso.

AUD: Aber wann wird es schwierig oder nimmt sogar einen religiösen Charakter an?

SB: Religiös wird es oft dann, wenn *explizit* über Theorien gesprochen wird: Dann nimmt jeder *nur* seine eigenen Eltern, seine Verwandten in Schutz und rückt sie in den Vordergrund; andere Konzepte werden nicht toleriert, sondern abgelehnt. Ich weiß wohl, dass heute zum Beispiel die projektive Identifikation ein allgemein anerkanntes Konzept ist. Aber Sie wissen bestimmt noch, wie viele allergisch darauf reagiert haben: „Das ist ein kleinianisches Konzept, das können wir nicht verwenden.“ Heute reden alle Analytiker von projektiver Identifikation. Das Konzept des Selbst, das in verschiedenen Schulen und Ländern verschiedene Bedeutungen hat, muss zum Beispiel erst noch „dédouané“ werden (ich verwende hier nicht von ungefähr das französische Wort, denn besonders in Frankreich hört sich „Selbst“ noch ein bisschen fremd an) – irgendwann wird es wahrscheinlich allgemein anerkannt sein, genau wie die projektive Identifikation. Ein weiteres Beispiel ist „enactment“: Auch dieses Konzept wurde anfangs von den französischen Analytikern abgelehnt, weil Green es nicht akzeptiert hat ... Und in dem hervorragenden Bericht, den das IPV-Komitee für konzeptionelle Integration zum Enactment vorgelegt hat, fehlt dann doch auch etwas. Stimmen aus gewissen Regionen, aus Italien, aus Frankreich, sind nicht berücksichtigt – die „*expérience agie partagée*“, die von den Habers eingebrachte französische Version, wird nicht erwähnt. Der Bericht ist absolut in Ordnung, aber er ist unvollständig.

AUD: *Aber in einer beständig wachsenden internationalen Psychoanalyse wird doch jede Darstellung immer unvollständig sein.*

SB: Meiner Ansicht nach sollte der Bericht eines IPV-Komitees alle in der heutigen analytischen Landschaft relevanten Regionen einbeziehen. Die Franzosen oder die Italiener heutzutage nicht zu berücksichtigen, könnte ein Manko sein.

AUD: *„In der heutigen analytischen Landschaft relevant“ ist vermutlich schwer zu beurteilen. Wir reden zwar offiziell immer noch nur über drei Regionen der IPV (Nordamerika, Südamerika und Europa), dabei gäbe es heutzutage, in Zeiten der Globalisierung, viele weitere Regionen zu berücksichtigen: Australien, Nord- und Südafrika, Indien, China, Südkorea, Japan.*

SB: Und außerdem gibt es zum Beispiel in Europa nicht nur 26 Sprachen, sondern auch verschiedene wichtige analytische Schulen. So sollten die Briten, die Franzosen, die Deutschen und die Italiener heute vertreten sein, wenn von Theorie die Rede ist. Eine aktuelle und realistische theoretische Geografie ist heute eine komplizierte Angelegenheit; noch extremer ist es in den USA: Seit Bion nach Kalifornien gekommen und dort geblieben ist, gibt es eine äußerst produktive Kolonie von Postbionikern, hauptsächlich zwischen San Diego und San Francisco; in und um Chicago gibt es eine starke „Selbstpsychologie-Community“, aber an der Ostküste gibt es auch konservativere Institute, die traditionelle Ich-Psychologie, in gemischter Zusammensetzung ... In der Tat, es wäre wirklich schwierig, alle relevanten Positionen aus so heterogenen Regionen in einem konzeptuellen IPV-Komitee mit nur wenigen Mitgliedern zu repräsentieren, selbst wenn diese herausragend wären.

AUD: *Und alle relevanten Positionen unter einem Dach auch noch zu „integrieren“, wäre geradezu unmöglich. Halten Sie denn rückblickend die Gründung eines Komitees für konzeptuelle Integration unter der letzten IPV-Administration für eine gute Idee?*

SB: Ich glaube nicht. Die Bezeichnung „Integration“ ist zu anspruchsvoll. Und sie wurde ja auch heftig kritisiert, im IPV-Vorstand (board) und auch in vielen Gesellschaften, weil „konzeptuell“ zwar sehr gut passt, „Integration“ aber bedeutet, dass verschiedene Verständnisse eines Konzepts auf integrierende Weise kombiniert werden könnten. Manchmal geht das, aber in anderen Fällen geht es eben nicht. Meiner Meinung nach war es ein bisschen riskant, das Wort „Integration“ zu verwenden. Es bei „Beschreibung“, „Untersuchung“, „Erforschung“ zu belassen, wäre behutsamer und realistischer gewesen und letzten Endes akzeptabler.

AUD: *Allein die aktuell geläufigen Verwendungen eines Konzepts zu klären, ist schon schwierig genug. Oft ist es aber hilfreich, die verschiedenen Verwendungen zu kennen, herauszufinden, was die „Schulen“ unter einem Konzept verstehen, wie sie ein- und dasselbe Phänomen beschreiben oder eben auch nicht – dann kann man klarer sehen und eine kritische Debatte eröffnen. Vielleicht wäre es eine Aufgabe für die IPV, eine Art Glossar zu erstellen, ein lebendiges Glossar, das zudem ständig aktualisiert wird? Denn Konzepte sind ja nicht statisch, ewig und unveränderlich, sie entwickeln sich weiter und verändern ihre Bedeutungen.*

SB: Ja, wie Sie vielleicht wissen, halten wir den Zeitpunkt für gekommen, uns auf eine weitere große wissenschaftliche Herausforderung einzulassen: die Erarbeitung eines enzyklopädischen Wörterbuchs der Psychoanalyse durch die IPV, in elektronischer Form, eine kontinuierlich andauernde Arbeit. Es gibt viele hervorragende Wörterbücher der Psychoanalyse, aber die IPV (und unserer Meinung nach derzeit nur die IPV) hat die personellen Kapazitäten, das wissenschaftliche Potenzial und die kulturellen Kompetenzen, ein Wörterbuch zu schaffen, das vollständig ist, den neuesten Standards entspricht und die verschiedenen theoretischen Trends und Schulen der psychoanalytischen Welt wirklich repräsentativ darstellt. Der Vorstand hat beide Bezeichnungen (*Enzyklopädisches Wörterbuch*) deshalb präferiert, weil die historische Entwicklung der Konzepte (für die „enzyklopädisch“ stehen soll) neben dem „Katalog“ der Konzepte selbst („Wörterbuch“) mitaufgenommen werden soll. Ein Werk dieser Größenordnung erfordert nicht nur ein umfangreiches Wissen über die Psychoanalyse in Vergangenheit und Gegenwart, sondern auch enorme redaktionelle und organisatorische Kompetenzen: Es wird nicht nur das Werk einiger hochgeschätzter Forscher sein, sondern das Werk mehrerer aufeinander abgestimmter Arbeitsgruppen. Das Ziel ist, allen Psychoanalytikern und analytisch arbeitenden Psychotherapeuten ein wirklich erstklassiges internationales, aktuelles und breit gefächertes Nachschlagewerk zur Verfügung zu stellen, in dem sowohl der Stamm als auch die Zweige des seit Freud bis heute herangewachsenen psychoanalytischen Baumes repräsentiert sind. Auf theoretischer Ebene ist es heute angesichts der überwältigenden Zahl veröffentlichter Fachartikel unmöglich, sein Wissen auf den neuesten Stand zu bringen. Die IPV ist genauso wenig wie einzelne Personen in der

Lage, all diese theoretischen Entwicklungen zu verfolgen. Die große Zahl aktiver Analytiker und die Kommunikation über das Internet multiplizieren den Austausch noch. Als ich Kandidat war, ist hin und wieder ein neues Buch erschienen. Wir haben das Buch alle ausgeliehen. Heute gibt es unglaublich viele Bücher im Jahr, im Monat. Sie mögen hochinteressant sein, doch wer kennt sie alle?

AUD: Was Sie da beschreiben, sind ehrgeizige Ziele. Doch wie will die politisch-administrative Organisation IPV die gesamten Entwicklungen in den Regionen überblicken oder gar regulieren? Haben Sie sich Prioritäten bei den Themen gesetzt?

SB: Mein und Alexandra Billinghursts [IPV-Vizepräsidentin] starkes Engagement gilt der Verbesserung der Kommunikation und hier vor allem der IPV-Website. Sie sollte mehr als momentan ein Treffpunkt für Analytiker werden, an dem sie oft und gerne vorbeischauchen. Viele nationale Websites waren besser als die bisherige Homepage der IPV, zum Beispiel die britische *Beyond the couch*, die schwedische, die beiden deutschen Seiten, auch die italienische. Ein guter Webauftritt kostet Geld; die Gesellschaften haben eine Menge ausgegeben, wurden aber auch mit riesigem Zuspruch bezahlt. Ich möchte, dass die IPV-Seite ansprechend gestaltet wird, eher wie ein Magazin als wie eine Fachzeitschrift, damit die Leute dort Bilder, Interviews, Filmrezensionen, Kongressberichte abrufen können – lebendig, nicht akademisch. Die IPV hat in der Vergangenheit Geld in die Umstrukturierung investiert; es wurde gute Arbeit geleistet, aber nicht genug. Wir haben mit der italienischen Website gute Erfahrungen gemacht: In vielen Foren beteiligen sich die Leute interaktiv mit kurzen Beiträgen.

AUD: Eine Ihrer ersten Maßnahmen war also die Verbesserung der Kommunikation durch die Neugestaltung der Website.

SB: Außerdem planen wir eine internationale Zeitschrift ... ja, ich verstehe, dass Sie das erstaunt. Ein paar Jahre lang habe ich versucht, mich mit der britischen Gesellschaft (BPS), die *The International Journal of Psychoanalysis* (IJP) besitzt und herausgibt, darauf zu einigen, dass die IPV stärker daran beteiligt würde, zum Beispiel durch die Rotation regionaler Herausgeber. Ich war zehn Jahre lang im Herausgeberbeirat des *IJP*, und diese Tätigkeit hat mir viel Freude und Befriedigung gebracht. Die britischen Verleger und Herausgeber sind exzellent; die Qualität der Zeitschrift ist erstklassig, was Publikationen und was die Methodik angeht, für mich absolut bewundernswert. Aber da die Zeitschrift nicht der IPV gehört, ist es unvermeidlich (und absolut normal!), dass auch nationale Kriterien eine Rolle spielen. Aber auch mit regionalen redaktionellen Beiräten werden die wirklichen Entscheidungen nicht von der Community getroffen. Ehrlich gesagt, kritisiere ich gar nicht die BPS, die in Bezug auf das *IJP* eine wirklich aufgeschlossene Politik betreibt, sondern ich kritisiere die IPV für ihre Passivität und den Mangel an Initiative, die dazu geführt haben, dass sie nach 100 Jahren Geschichte immer noch keine eigene Zeitschrift hat. Ich glaube, die IPV sollte eine neue *Art* von Zeitschrift anvisieren, auf keinen Fall dem *IJP* in die Quere kommen, es soll nicht darunter leiden – das *IJP* ist ein Markenzei-

chen. Eher etwas in Richtung eines Magazins, mit wissenschaftlichen Artikeln, aber auch mit etwas Anderem, Ansprechenderem.

AUD: ... eine andere Kategorie von Publikation. Vielleicht ein bisschen wie die neue Website oder wie der alte IPV-Newsletter aus den 1980er und 1990er Jahren? Der bestand aus Artikeln, Stellungnahmen, Kongressberichten, Kurzbiografien, Fotos. Es wurde regelmäßig ein bestimmtes Thema diskutiert; manchmal gab es auch wissenschaftliche Beiträge – insgesamt sehr kurzweilig.

SB: Ja, wir könnten die zwei Zeitschriften klar voneinander unterscheiden: Das *IJP* hat eine spezielle Zielsetzung und einen eigenen Stil mit klassischen wissenschaftlichen Artikeln, während eine IPV-Zeitschrift vielfältiger, weniger akademisch aufgemacht werden könnte. Wir sind erst einmal nur eine Arbeitsgruppe, die die Sache in Angriff nimmt, ohne Eile. Unter Rücksichtnahme auf die vorhandenen Zeitschriften – wir lassen langsam den Plan für etwas reifen, das sinnvoll sein könnte.

Weitere Aufgaben der IPV und die Rolle des Vorstands („board“) am Beispiel der Forschung

AUD: So weit zur Priorität von Kommunikation und Dialog – doch wie steht es mit den anderen „essentials“ der IPV-Arbeit? Die IPV ist immer noch eine Art Dachorganisation, die versucht, viele verschiedene Mitglieder zusammenzuhalten oder ihnen zumindest eine Anlaufstelle für alle Arten von Themen zu bieten. Wie sehen Sie die Rolle des Vorstands der IPV, der ja kürzlich gewechselt hat?

SB: Ja, er verändert sich alle zwei Jahre; man kann wiedergewählt werden, aber nur einmal. Alexandra Billinghurst und ich sind der Meinung, dass der Vorstand das entscheidende Führungsgremium ist. Er ist das Parlament, und meine Aufgabe wird es sein, dafür zu sorgen, dass er optimal arbeiten kann; ich werde Denkanstöße liefern, mehr nicht. Ich möchte den Vorstand schützen, damit er die weltweite Community durch eine kundige und nach außen hin kommunizierte Arbeit vertreten kann. Transparenz ist überall auf der Welt ein heißes Thema, zum Beispiel was die Debatte über die Ausbildungsstandards angeht: Regeln und Verfahren der IPV müssen eingehalten werden, und der Vorstand wird sich damit befassen. Etwas läuft gerade an: der derzeitige Vorsitzende des Training Oversight Committee, Fernando Weissmann, wird die Ausbildungsleiter aller Gesellschaften anschreiben, um Informationen zu sammeln. Das ist das normale Verfahren; das heißt, als Erstes wird die Diskussion in einem breiteren Rahmen stattfinden. Dann werden die Ergebnisse an den Vorstand weitergeleitet, und dieser diskutiert darüber und entscheidet, ob etwas geändert wird. Wenn er nichts ändern will, dann tut er das auch nicht. Ich finde es wichtig, dass die Kommunikation zwischen den Mitgliedern der IPV und dem Vorstand verbessert wird, damit Letzterer eine gute Diskussionsgrundlage hat. Wie bereits erwähnt, würden wir gern die Website zu einem Ort ausbauen, an dem alle Mitglieder über unsere Initiativen informiert werden. Was die Forschung angeht, so haben wir Mark Solms gebeten, sich darüber Gedanken zu machen, wie die Forschung in einem eigenen Bereich auf

der Website präsentiert werden kann; Initiativen sollten publik gemacht werden und für alle Mitglieder zugänglich sein. Sonst bleibt die Gruppe der Forscher unter sich, ohne jeden Kontakt zur Community.

AUD: Ich muss daran denken, dass es letztes Jahr im Vorstand eine Auseinandersetzung über das Thema Forschung gegeben hat. Der Vorstand hatte die Gelder für Forschung vorübergehend eingefroren, und Peter Fonagy, der damalige Vorsitzende des Forschungskomitees, war zurückgetreten. Aus Sicht vieler Mitglieder war von Transparenz kaum eine Spur; es gab jede Menge Raum für Gerüchte.

SB: Ich war bei der Sitzung dabei und kann erzählen, was los war. Der Vorstand hat eindringlich darauf hingewiesen, dass für viele Forschungsprojekte keine Berichte vorlagen. Offenkundig hatte es Schwierigkeiten bei der Einforderung dieser Berichte gegeben; dies war jedoch jenseits der Verantwortung des Vorsitzenden des Komitees. Danach hat der Vorstand dann erklärt, dass er aufgrund seiner Verantwortung gegenüber der Community keine Gelder genehmigen könne, wenn er keine Berichte erhalten habe. Das war der Kern des Konflikts. Der Vorstand konnte keine andere Lösung akzeptieren. Für ihn hatte es nichts mit der Person zu tun. Fonagy ist ein hoch angesehener Wissenschaftler, und es war bedauerlich, dass er zurückgetreten ist. Andererseits muss man auch sagen, dass die IPV eine Menge Geld für die Forschung ausgibt, 20% des Budgets – das ist eine ziemliche Summe und verständlich, dass eine regelmäßige Kontrolle darüber via Feedback notwendig ist. Der organisatorische Umgang mit den Berichten war das eigentliche Problem. Auf jeden Fall ist das Prozedere bezüglich der Gelder und der Berichte wichtig: Die IPV ist keine reiche Organisation und muss den Mitgliedern Rechenschaft über die Ausgaben ablegen. Inhaltliche Aspekte von Forschung waren in diesem spezifisch administrativen Fall weniger von Belang; Forschung wird (abgesehen vom Thema Feedback) exakt so weitergehen wie bisher. Unter der neuen Administration wird es die üblichen kleinen Änderungen in der Zusammensetzung der Komitees geben, keine Revolution. Es haben im Übrigen Klärungs- und Schlichtungsgespräche mit den stellvertretenden Vorsitzenden des Forschungskomitees stattgefunden.

AUD: Weil nicht genug Transparenz da war, wurde jedoch bei manchem die Angst geweckt, der Vorstand sei der Meinung: Forschung brauchen wir nicht; wir praktizieren Psychoanalyse und das reicht.

SB: Genau das war das Problem. Wenn der Vorstand sich sofort zu seinen Gründen geäußert hätte, wäre wahrscheinlich nicht der Eindruck entstanden, dass Forschung nicht mehr unterstützt wird, und es hätte keine Reaktionen gegen die IPV gegeben. Abgesehen davon haben Alexandra und ich bereits in unserem Wahlprogramm betont, dass wir verschiedene Formen der Forschung für notwendig halten. Die insgesamt verfügbare Summe (maximal 20% der IPV-Einnahmen) sollte gleich bleiben, und wir sollten uns nicht auf einen Bereich, entweder konzeptuelle oder klinische oder neurowissenschaftliche Forschung, konzentrieren. Alle Bereiche sind wichtig; das ist also überhaupt nicht das Problem.

AUD: *In Ländern wie Deutschland, wo die Psychoanalyse in das Gesundheitssystem eingebunden ist, besteht Bedarf nach einer speziellen Form der analytischen Psychotherapieforschung: Ergebnis- und Prozessforschung. Analytische Behandlungen werden von den Versicherungen nur dann bezahlt, wenn Wirksamkeit und Wissenschaftlichkeit ihres Verfahrens nachgewiesen sind. Für die Psychoanalyse gelten die gleichen Regeln wie für medizinische Maßnahmen im Kontext der evidenzbasierten Medizin. Diese Art von Forschung wird von den analytischen Institutionen gesponsert, auch mit dem Argument, dass es uns beruflich und wirtschaftlich absichert, wenn wir die einschlägigen Kriterien erfüllen. Aber etliche Analytiker meinen, diese Art der Forschung sei für die Psychoanalyse nicht angemessen, sie sei zu weit weg von der analytischen Situation und Praxis. Diese Forschung wird somit einerseits aus gesundheitspolitischen Gründen betrieben, gilt aber gleichzeitig bei manchen nicht als die „richtige“ Forschung für die Psychoanalyse. Ist Ihnen dieses Spannungsfeld vertraut?*

SB: Ja, aber die meisten der Kollegen, die ich überall auf der Welt dazu befragt habe, sind dafür, verschiedene Forschungsansätze zu verfolgen, auch solche, die den Gesundheitssystemen und Versicherungen in einzelnen Ländern als Richtschnur zur Anerkennung der Psychoanalyse dienen könnten. Es gibt verschiedene Systeme der Unterstützung: Mittel- und Nordeuropa können (mit wenigen Ausnahmen) mit der Hilfe staatlicher Institutionen rechnen, während das gesamte Mittelmeergebiet ohne jede Unterstützung ist; dasselbe gilt für Lateinamerika und die Mehrzahl der Patienten in Nordamerika. Das Feld ist sehr fragmentiert, aber trotzdem braucht jeder in unserem Feld Bestätigung und Belege aus der Forschung.

AUD: *Dann ist also die Angst, dass unter Ihrem Vorsitz der Geldhahn für Forschung zuge dreht wird, völlig unbegründet. Es bleibt jedoch die interessante Frage: Wie kommt man zu diesen Wirksamkeitsnachweisen, welche Forschungsmethoden wären angemessen? Wir beschäftigen uns mit dem Unbewussten, mit Subjektivität, Inter-subjektivität und Bedeutung – komplexe Themen, die sich einer objektiven Beobachtung erst einmal entziehen und in der Regel auch nicht messbar sind.*

SB: Ich muss zugeben, dass ich nicht weiß, um welche Methoden es im Einzelnen geht; ich gebe nur die allgemeine Stimmung in der Community wieder. Nur wenige halten Forschung nicht für wichtig, und ich glaube, sie haben letztlich keinen Einfluss. Die IPV wird ihre finanzielle Unterstützung nicht verringern. Bezüglich der Qualität der Forschung sind die IPV-Forschungskomitees so wichtig, ich bin auf ihre Beurteilung der verschiedenen Forschungsprogramme angewiesen. Wir müssen eine salomonische Entscheidung treffen: Wir werden die Summe aufteilen. Über den Verteilungsschlüssel müssen wir noch verhandeln, und, wie gesagt, die Komitees sollten dem Vorstand orientierende Unterlagen zur Verfügung stellen.

AUD: *Das passt zu dem, was Sie vorhin über Theorie und Pluralismus gesagt haben. Auch unser Forschungsfeld ist pluralistisch organisiert, und deshalb sollten wir verschiedenen Ansätzen offen und tolerant begegnen. Aber nicht alle Forscher in diesem Feld anerkennen und akzeptieren, dass eine andere Sichtweise als die ihre auch*

Nutzen und Rechtfertigung haben könnte. Ist Forschungsvielfalt nicht auch ein mögliches politisches Thema?

SB: Ja, ich bin im Kern ein Pluralist und möchte eben nicht nur eine einzige Tradition unterstützen. Ich weiß, ich muss mich mehr mit diesem Forschungsgebiet beschäftigen, und ich werde das auch tun! Ich werde mich für die Ausweitung dieser Diskussionskultur einsetzen. Ich möchte, dass die administrativen Gremien sich mehr miteinander austauschen und dass die IPV und die regionalen Organisationen besser zusammenarbeiten, auf dem Gebiet der Forschung, aber auch insgesamt. Gut funktioniert die Kommunikation im Bereich des Instituts für Osteuropa, wo EPF und IPV sich in einer Art Joint Venture zusammengeschlossen haben, um die Gründung von Gesellschaften, die Ausbildung etc. zu organisieren. Ein gutes Beispiel für gelungene Zusammenarbeit.

Über Ausbildungsstandards, den Common ground und Mindestanforderungen am Beispiel der Diskussion über die Frequenz der Analysesitzungen

AUD: Joint Ventures wird es in Zukunft wohl mehr und mehr geben müssen. Wird die IPV ihren Einfluss auf die Ausbildungsstandards weltweit wahren können?

SB: Natürlich, die IPV ist eine regulierende Institution.

AUD: Selbst im Hinblick auf all die unterschiedlichen und auch die neuen Regionen?

SB: Ich denke schon. Aber das ist ein großes Thema. Denn hinter den drei offiziellen Ausbildungsmodellen (dem französischen, dem Eitingon- und dem Uruguay-Modell) verbergen sich überall in der Welt ganz verschiedene Realitäten. Die Existenz der Modelle steht nicht zur Debatte, aber: Darf es nur drei Modelle geben? Wer sagt das, wie lange wird es noch nur diese drei geben? Warum nicht ein viertes, ein fünftes? Als regulierende Institution stellt die IPV Regeln auf. Wenn eine Gesellschaft die Ausbildungsregeln ändern und zum Beispiel anstatt des Eitingon-Modells das französische einführen möchte oder umgekehrt, muss das mit der IPV-Administration abgesprochen werden. Die Gesellschaft muss besucht und evaluiert werden, um sicherzustellen, dass im Einklang mit dem Grundgedanken, den Verfahren und den Regeln des gewählten Modells ein wirklicher Wechsel stattfindet. Was die IPV in Zukunft ändern könnte, wenn die Bedingungen dafür gegeben sind, ist die Anzahl der Modelle. Mir persönlich sind die drei existierenden Modelle nicht „heilig“. Wenn sich ein viertes oder ein fünftes herauschält und wenn dieses sich ebenfalls als kohärent und effizient erweist, wäre das für mich in Ordnung. Wie gesagt, als Präsident werde ich mich an die Regeln halten. Was ich als Präsident tun werde, ist, die Debatte zu eröffnen. Die italienische Gesellschaft hat ein paar Jahre lang ein so genanntes Experiment durchgeführt: Die Lehranalyse fand viermal pro Woche statt, der erste supervidierte Ausbildungsfall viermal, der zweite dreimal pro Woche. Einer der Gründe dafür war, dass die meisten italienischen Analytiker, weil sie auf keinerlei finanzielle Unterstützung zurückgreifen können, dreimal pro Woche arbeiten. So sieht die Realität in

der privaten Praxis mit Patienten aus, nicht die Situation der Ausbildungsanalysen der Kandidaten. Aus vielerlei Gründen haben wir es für sinnvoll gehalten, die erste supervidierte Analyse viermal und die zweite dreimal anzusetzen. Damit wollten wir erstens der derzeitigen beruflichen Realität Rechnung tragen, zweitens herausfinden, was in den zwei unterschiedlichen Fällen geschieht, und drittens wollten wir die Kandidaten auf diese Unterschiede aufmerksam machen. (Im Prinzip sind wir alle der Meinung, dass das Arbeiten mit vier Sitzungen in der Woche besser ist; interessant ist jedoch, dass fast alle Lehranalytiker berichtet haben, dass man die Analyse in vielen Fällen mit drei Sitzungen durchführen konnte, dass das aber für den Analytiker anstrengender war.) Unsere Gesellschaft hat bei einer Ausbildungskonferenz der EPF mit großem Erfolg eine detaillierte Dokumentation präsentiert; viele Gesellschaften möchten ihre eigene Realität natürlich zum Ausdruck bringen. Aber dann hat die IPV realisiert, dass die beiden Supervisionsfälle unterschiedliche Frequenz hatten – und das war der Streitpunkt. Die italienische Gesellschaft hätte dieses Detail auch verschweigen können, aber natürlich wollte sie klar darlegen, was sie tut. Die IPV hat nein gesagt, zum Bedauern der italienischen Gesellschaft, die das natürlich akzeptiert hat, und wir sind zu zwei Fällen mit vier Sitzungen pro Woche zurückgekehrt. Man muss berücksichtigen, dass das die Ausbildung für die Kandidaten verlängert und das Lebensalter ein Problem wird. Ich bin sicher, dass viele Gesellschaften unsere mögliche Variante in Betracht ziehen werden, weil sie ihrer klinischen und beruflichen Realität mehr entspricht. Auf der ganzen Welt. Das war nur ein Beispiel dafür, dass die IPV sich in Zukunft, langfristig gesehen, mit diesen Themen auseinandersetzen muss. Letzten Endes muss jede mögliche Entscheidung gemeinsam mit den Gesellschaften weltweit getroffen werden. So stelle ich mir das vor: eher Lamarck als Darwin. Auf jeden Fall wird unsere politische Aufgabe darin bestehen, die Diskussion weiterzuführen und die Ergebnisse dem Vorstand der IPV vorzulegen.

***AUD:** Die Frequenzdebatte berührt oft die qualitative Frage nach unserem Common ground, der klinischen Situation. Aber diese Situation wird von verschiedenen Analytikern verschieden gesehen und verstanden. Was ist Ihrer Meinung nach der theoretische Minimalkonsens, um sich Analytiker nennen zu können?*

SB: Schwierige Frage. Wenn man in Arbeitsgruppen mit Kollegen aus Frankreich, Großbritannien, Italien und anderen Ländern arbeitet, kommt man gut mit ihnen zurecht, auch wenn die Franzosen oft die Urszene in den Vordergrund rücken, die Briten manchmal eine dyadischere Auffassung haben, die Italiener mehr auf die Atmosphäre und das Feld achten und die Nordamerikaner sich an den verschiedenen Schulen orientieren ... Ich weiß noch, wie Owen Renik einmal in einem Vortrag hier in Bologna einen Fall geschildert hat, in dem es beinahe zu einer körperlichen Auseinandersetzung zwischen Patient und Analytiker gekommen wäre – und das war absolut jenseits unserer Vorstellung. Trotzdem wurde die Diskussion mit Renik so interessant, und sein Beitrag war so authentisch, dass die Leute schließlich die verschiedenen Gründe ein Stück weit nachvollziehen konnten ... umso mehr, als das klinische Ergebnis beachtlich gewesen war: Der junge Patient, spätdoleszent, hatte zum ersten Mal jemanden gefunden, der sich wirklich mit ihm befasste, nicht aus einer abstrakten Distanz heraus, sondern wirklich interessiert an seiner Entwicklung

war, jemanden, der die Wut akzeptieren konnte und authentisch mit ihm in Kontakt trat. Ich würde nicht so arbeiten, aber alle haben anerkannt, dass es eine Chance für diesen jungen Mann war, auf diesen Analytiker zu treffen. Aber war das Analyse? Ich kann jedenfalls sagen, dass Renik in der Lage war, eine verständliche psychoanalytische Rekonstruktion des klinischen Geschehens zu liefern.

AUD: Ist das der Punkt? Eine analytische Sitzung ist es dann, wenn man als Analytiker nicht nur mitagiert, sondern, wie Sie sagen: in authentischem Kontakt und auf der Basis eines analytischen Modells versteht und interpretiert, was geschieht, und, eine Interventionsform findet, dies zu beschreiben und zu erklären – und damit Patienten ein besseres Verständnis ihrer selbst ermöglicht?

SB: Nach der Diskussion mit Renik waren meine Kollegen und ich uns über eines einig, nämlich dass Renik es sich in diesem Fall – sehr wohl im Bewusstsein der komplexen Bedeutung dieser Entscheidung – erlaubt hat, so zu handeln und das zu interpretieren. Das ist etwas völlig anderes, als wenn ein Therapeut nur impulsiv reagiert und nichts weiter.

AUD: Wenn heute Fälle vorgestellt werden, scheint es zuweilen eine leichte Tendenz zu geben, hauptsächlich emotional beteiligt zu sein und diesem Aspekt viel Raum zu geben, ohne das Geschehen dann analytisch zu verstehen und zu deuten.

SB: Hier würde ich den Ausdruck „Integration“ verwenden! Es gibt impulsive Therapeuten, die sich bei ihrer Arbeit auf keinerlei theoretische Grundlage beziehen, und es gibt hochgebildete Theoretiker ohne jede körperliche und emotionale Präsenz in der Arbeit mit Patienten. Integration ist das, was für *echte* Analytiker zählt. Lassen Sie mich das an einem kleinen Beispiel veranschaulichen: Wenn Leute sagen: „Ich habe Ihr Buch über Empathie gelesen“, weiß ich sofort, ob das stimmt oder nicht. Denn wenn sie es nicht gelesen haben, sagen sie: „Ja, man muss wirklich empathisch sein!“ Aber ich habe genau das Gegenteil geschrieben, denn Empathie ist für mich unendlich viel komplexer als „absichtlich empathisch sein zu wollen“. Echte analytische Empathie bedeutet, dass Analytiker so genau und aufmerksam sind im Umgang mit sich selbst und auch mit dem analytischen Denken, dass sie ihre Gefühle benutzen können, aber sich nicht allein auf sie verlassen. Sonst ist es für mich keine Analyse.

AUD: Was braucht es noch, um Analytiker zu sein?

SB: Die Komplexität des Denkens und die Ausbildung des Analytikers sind grundlegend für unseren Beruf und unsere Wissenschaft. Deshalb müssen wir so sorgfältig wie möglich darauf achten. Die Anforderungen – das ist meine Interpretation der aktuellen Entwicklungen – könnten sich in Zukunft ändern, wenn mehrere Faktoren zusammenkommen. Ein Faktor könnte die Verbreitung der Psychoanalyse in Ländern sein, wo vier Sitzungen pro Woche ein Problem sein könnten. In solchen Fällen werden wir uns entscheiden müssen: Entweder es gibt dort überhaupt keine Psychoanalyse (und das könnte eine gut begründete Entscheidung sein) oder man

zeigt einige Flexibilität. Zweitens gibt es vermutlich weltweit enorme grundlegende Veränderungen in der Kindererziehung, aus meiner Sicht eine Art Mutation, die das Zusammenleben von Eltern und Kindern im Vergleich zu früher betreffen. So haben zum Beispiel Babys weniger Gelegenheit, Zeit mit ihrer Mutter zu verbringen, aufgrund verschiedener gesellschaftlicher Faktoren, zu denen etwa die politisch völlig legitime Tatsache gehört, dass Mütter arbeiten oder arbeiten müssen, sodass die frühe Symbiose oft verkürzt wird. Außerdem verändert sich die Qualität der frühen Symbiose, weil die Mutter von vornherein weiß, dass sie eher wieder arbeiten gehen muss, als das früher der Fall war. Die Fähigkeit zu einer natürlichen Symbiose wird durch die mentale Verfassung der Mütter beeinträchtigt, die sich die Aussicht auf eine lange symbiotische Periode nicht erlauben können.

AUD: Sodass Mütter von Anfang an in einer gewissen Reserve, einer Getrenntheit sind ... Und das Gefühl des Getrenntseins generell könnte aufgrund dieser veränderten Situation in der frühen Kindheit eine neue Bedeutung bekommen. Könnte zum Beispiel in der analytischen Behandlung die viel diskutierte Trennung am Wochenende letztlich sogar ein Gefühl der Sicherheit vermitteln?

SB: Das ist einer der maßgeblichen Gründe, weswegen Patienten heute unabhängig von ihrer finanziellen Situation nicht von Anfang an die volle Frequenz von vier oder fünf Sitzungen akzeptieren. Und wenn man vier vorschlägt, lassen sie sich auf zwei ein; wenn man zwei vorschlägt, wollen sie eine. Wahrscheinlich sollte man sieben vorschlagen! Es ist eine Art impliziter innerer Reserve zugunsten von Autonomie und Unabhängigkeit dem Objekt gegenüber. In meiner Sprache ist es, als erkläre das Subjekt sozusagen: „Liebes Objekt, ich werde mich nicht vollständig an dich binden, weil ich von Anfang an daran gewöhnt war, nur teilweise akzeptiert zu werden. Deshalb werde ich eine echte Symbiose, eine Verschmelzung, nicht zulassen. Ich habe Angst; ich werde von Anfang an einen Teil von mir für mich behalten.“ Das ist meiner Ansicht nach eine der besorgniserregendsten Veränderungen. Ein Kollege hat diesen Gedanken noch weiter gesponnen. Er hat gesagt: Was ist denn, wenn in Zukunft nicht nur Patienten, sondern auch Analytiker diese Kindheitserfahrungen gemacht haben werden? Und schließlich: Was wird noch alles passieren nach den enormen gesellschaftlichen Veränderungen und angesichts der vielen zerbrochenen Familien, die es heute gibt? Werden die Leute sich auf die Objekte verlassen und zulassen, dass sie auf der Couch regredieren, welche in der Übertragung die Möglichkeiten und Gefahren vorhergegangener Kindheitserfahrungen wiederbeleb? Wir, die heutigen Analytiker, werden versuchen, das zu verstehen und durcharbeiten. Fairerweise muss man allerdings auch mögliche positive Aspekte erwähnen. Einer davon ist, dass Analytiker in den letzten Jahrzehnten viel Erfahrung mit dem analytischen Prozess gewonnen haben. Über alles, was die Trennung an Wochenenden oder in den Ferien mit sich bringt, wissen die Analytiker aus der Literatur inzwischen so gut Bescheid, dass es so etwas wie eine gemeinsame Kultur dazu gibt. Wir verstehen besser, was das für die Subjektivität von Patient und Analytiker bedeutet; wir haben mehr gemeinsame Werkzeuge für solche Themen. Doch hier wird es komplexer: Die Situation ist anders, wenn wir mit weniger Sitzungen arbeiten. Die italienische Untersuchung hat klar gezeigt, dass vier Sitzungen besser funktionieren als drei. Denn Analytiker sind

entspannter und müssen weniger intensiv an der Rekonstruktion dessen arbeiten, was durch die Trennung zwischen ihnen und den Patienten passiert ist – damit spiele ich nur auf einen positiven Teilaspekt von vier Sitzungen an. Bei drei Sitzungen ist der positive Aspekt, dass der Analytiker deutlicher erfasst hat, was vorgeht, die möglichen Schäden erkannt hat, den Verlust der Bindung seitens des Patienten oder das Nachlassen von Engagement und Mitarbeit. Aber – und das will ich ganz deutlich machen – ich sage nicht, dass drei Sitzungen besser sind als vier, ich sage nur, dass wir für den Fall, dass wir drei arbeiten, mittlerweile besser gerüstet sind, die inneren Reaktionen zu verstehen. Französische Analytiker arbeiten mit drei Sitzungen, das führt zu einer längeren Abwesenheit des Objekts. Ihrer Meinung nach wird dadurch die Urszene betont, weil ein Ausschluss stattfindet. Sie fühlen sich dadurch in ihrer analytischen Arbeit unterstützt – ein paradoxer Effekt im Vergleich zu dem, was wir sagen würden – für sie machen es Dimension und Evidenz des Ausschlusses und der Trennung leichter, das Gefühl des Ausgeschlossenenseins des Kindes aus der Urszene wiederzuerkennen. Das ist wirklich einigermaßen komplex ... Ich glaube, die italienische Untersuchung hat in erster Linie deutlich gemacht, dass für Analytiker und für Patienten eine Analyse mit vier Sitzungen besser ist, es aber möglich ist, mit drei zu arbeiten. Natürlich gibt es Analysen, die unabhängig von der Frequenz der Sitzungen gut oder schlecht laufen; und die Faktoren, die für vier sprechen, stehen außer Frage. Das Problem ist, dass eine solche Frequenz manchmal nicht machbar ist, nicht nur aus finanziellen Gründen, sondern aus (zumindest anfänglich) inneren Gründen. Eine letzte Bemerkung dazu: Diejenigen, die auf der Beibehaltung von vier Sitzungen beharren, erheben den Vorwurf, drei Sitzungen würden nicht deshalb vorgeschlagen, weil man nicht genug Patienten für vier Sitzungen finde, sondern weil der Analytiker die Methode der vier Sitzungen nicht gründlich introjiziert habe. Ein ganz schön schwerer Vorwurf, den manche da erheben! Ich finde ihn zu grob, weil das Thema komplex und diskussionsbedürftig ist. Was ich also für die Zukunft der IPV vorhersehe, ist, dass wir keine übersimplifizierende Debatte brauchen, sondern eine hinreichend komplexe Debatte!

AUD: Es gilt also aus analytischer Sicht darüber nachzudenken, was die Frequenz bedeutet, auch in Bezug auf den Analytiker und seine durch analytische Ideen geleiteten Entscheidungen – und nicht nur in Bezug auf die äußeren Bedingungen bzw. die Zwänge des Gesundheitssystems.

SB: Im Allgemeinen sind Analytiker überall auf der Welt nicht dagegen, viermal zu arbeiten, sondern dagegen, das zu forcieren. Bei unseren Supervisionen erleben wir oft, wie Kandidaten ihre Patienten dazu drängen, viermal zur Analyse zu kommen – manchmal eine ziemliche Katastrophe. Diese Patienten hören oft auf, und außerdem stehen Kandidaten dann total unter Druck, sind nicht frei, zu assoziieren und kreativ zu sein. Und nicht etwa, weil sie die Analyse viermal die Woche nicht introjiziert haben; es gibt viele andere Faktoren, die man nicht verleugnen sollte. Als ich Kandidat war, war es einfach, Patienten für viermal zu finden, kein Problem. Meine ganze Generation hatte dieses Glück. Heute ist das anders. Natürlich wird die innere Verfassung der Patienten auch durch äußere Bedingungen beeinflusst. So ist es zum Beispiel, zumindest in Italien, aber auch anderswo, schwierig geworden,

vom Arbeitgeber die Erlaubnis zu bekommen, viermal pro Woche den Arbeitsplatz zu verlassen. Es ist für ihn kein Problem, für den Job jemand anderen zu finden, der weniger Probleme hat als der mögliche analytische Patient. (Das ist vergleichbar mit möglicherweise schwangeren, „unbequemen“ Arbeitnehmerinnen: Das klingt hart, aber es ist so.) Alle Patienten wissen genau, dass sie heute in vielen Ländern ersetzt werden könnten, wenn sie ihren Arbeitsplatz so oft verlassen, weil sie dann nicht mehr die richtige Besetzung für den Job sind.

Gesundheitsfürsorge, Gesundheitssysteme und Kosten

AUD: *Deutsche Statistiken verzeichnen eine deutliche Zunahme von Arbeitnehmern, die wegen Depressionen oder dem so genannten Burn-out-Syndrom nicht mehr arbeiten können. Jetzt haben die Versicherungen darauf reagiert. Ihr Hauptzweck ist ja die Gesundheitsfürsorge; jeder Patient, der einen Psychotherapeuten braucht, sollte ohne lange Wartezeiten einen finden können. Die Versicherungen haben auch den Analytikern angeboten, dass sie einfacher und sogar zu mehr Geld kommen können, wenn sie Patienten zügig einen Behandlungsplatz für eine Kurztherapie anbieten, und dass sie in solchen Fällen nicht einmal Berichte für die Versicherung schreiben müssen, was sie jetzt müssen und was Analytiker meist wirklich nicht mögen.*

SB: Ich kann den Standpunkt der Versicherungen nachvollziehen, aber es ist ein besorgniserregender Vorschlag. In vielen Ländern haben wir diese Probleme nicht, weil die Patienten selbst zahlen und wir nur eine akzeptable Vereinbarung über Geld, Frequenz und Zeit treffen müssen. Geändert hat sich im Lauf der Zeit, dass das Hauptproblem für die Patienten nicht Geld, sondern Zeit ist. Sie müssen hart arbeiten, sonst werden sie gefeuert. Als Freud Gräfinnen empfing und amerikanische Milliardäre, die für ein Jahr nach Wien kamen und nichts anderes zu tun hatten, war es natürlich möglich, sechsmal die Woche bei Freud vorbeizuschauen. Heute verlangt eine Analyse dem Patienten große Anstrengungen ab, aber auch dem Analytiker, denn Analytiker verdienen viel weniger als früher, auch weil sie einen Preis mit den Patienten aushandeln müssen, sonst wäre es unmöglich.

AUD: *Die Einbindung in das Gesundheitssystem hat allerdings ihren Preis, von der Bevorzugung von Kurztherapien über regelmäßige Berichte bis hin zur staatlich kontrollierten Ausbildung. Und die Frage ist, ob das Auswirkungen, auch verborgene Auswirkungen auf unser Denken und unsere Wahrnehmung hat, zum Beispiel im Hinblick auf Aspekte der negativen Übertragung.*

SB: Ja, viele Patienten haben lange negative Übertragungen, die unbedingt zugelassen, erlebt werden müssen; wir können diese Übertragungsphasen nicht umgehen – und Monat für Monat müssen wir dann in unserem Bericht schreiben: „Der Patient schweigt, ist nicht kooperativ, kein Arbeitsbündnis, anklagend“. Das klingt natürlich nicht gut für Nichtanalytiker. Analytiker wissen, dass das während einer langen echten Behandlung durchaus so sein kann. Doch damit gibt es selbst in sehr fortschrittlichen Ländern Probleme: In Schweden dürfen neue Psychoanalytiker

(möglicherweise nur Psychologen) mit Patienten, die einen Beitrag vom staatlichen Gesundheitssystem möchten, keine „echte“ Analyse mehr machen. Das wird die Perspektive dieser analytischen Gesellschaften verändern.

AUD: *Um die Sache auf den Punkt zu bringen: Würden Sie sagen, wir sollten diese Zusammenarbeit mit den Versicherungen beenden, die ja doch von Vorteil für die Patienten ist?*

SB: Nein, natürlich nicht, das wäre ja selbstzerstörerisch. Wo es möglich ist, halte ich es für total vernünftig, damit weiterzumachen. Es wäre nur unvernünftig anzunehmen, es sei für immer. Deshalb müssen Analytiker lernen, ihre Beziehung zum jeweiligen staatlichen Gesundheitssystem zu durchschauen. Sie tun gut daran, das System zu nutzen, wo und wann immer es möglich ist, aber sie können sich nicht wirklich darauf verlassen, dass es ewig so weitergeht – „die Mutter wird ewig Milch geben, weil es normal ist“: Es ist eben nicht normal, es kann eine Weile so sein, aber es kann ebenso gut irgendwann nicht mehr so sein.

AUD: *Aber die Abhängigkeit vom System sorgt vielleicht auch für eine gewisse Anpassung und eine weniger kritische Haltung; somit wäre es eine Herausforderung, sich die Vergänglichkeit und auch die schwierigen Seiten dieser Beziehung immer wieder vor Augen zu führen. Im Hinblick auf das Forschungsfeld hieße das zum Beispiel: Wenn wir akzeptieren, dass unsere Sitzungen methodologisch auf eine Stufe gestellt werden mit Methoden und Verfahren einer verhaltenstherapeutischen Sitzung, haben wir schon viele unserer Überzeugungen im Hinblick auf die Komplexität der analytischen Situation aufgegeben.*

SB: Das stimmt. Zweifellos ist es eine Versuchung, sich sicher in das staatliche Gesundheitssystem eingebunden zu fühlen.

AUD: *Doch was können wir tun, außer systematisch über Vorteile und Nachteile nachzudenken, welche die Einbindung in das Gesundheitssystem mit sich bringen, und nicht nur auf die positiven Aspekte zu verweisen? Manchmal scheint man im Ausland ein wenig neidisch auf unsere gesundheitspolitische Situation zu sein, aber manchmal sind auch wir neidisch auf die Länder, in denen die Finanzierung der Psychoanalyse nicht von den Versicherungen abhängt. Ich weiß nicht, welcher Modus besser ist, aber wahrscheinlich können wir nur durch einen ständigen kritischen Dialog über die Auswirkungen der verschiedenen Systeme international unser analytisches Profil schärfen.*

SB: Die Italiener sind tatsächlich sehr froh, dass sie eine gewisse Freiheit genießen. Vielleicht fühlt man sich manchmal allzu sicher in den Armen der großen, Geld gebenden Mutter ... Und gibt seine Autonomie auf.

AUD: *Das wäre ein gutes Thema für die neue Website: ein Austausch über Pro und Kontra der verschiedenen Systeme.*

SB: Stimmt. Finanziert zu werden, ist ein sehr komplexer Vorgang. Zufällig hatte ich neulich ein interessantes Gespräch mit dem Präsidenten der britischen Gesellschaft, der mir erzählt hat, dass sie dort intensiv darüber nachdenken, die Vorgaben für die Frequenz der Lehranalyse von fünf- auf viermal herabzusetzen, weil sie keine Kandidaten für fünfmal die Woche finden. Das ist schade, denn dahinter steckt eine lange Tradition. Was die finanziellen Implikationen der äußerst unterschiedlichen Situationen in den einzelnen Ländern angeht, so kenne ich viele Kollegen aus Osteuropa, die für acht oder neun Euro pro Sitzung arbeiten. Es gibt wirklich riesige Unterschiede weltweit: In den USA, so habe ich gehört, in Manhattan, Chicago oder L.A., nie weniger als 200 Dollar pro Sitzung. Manche haben, wenn ich sie dazu befragt habe, klar und deutlich gesagt: Wir fahren hier eine andere Politik als ihr in Europa oder in manchen Teilen Lateinamerikas, wo es eine soziale Vision gibt ... wir schätzen, dass nur ein kleiner Prozentsatz der Bevölkerung die finanziellen Voraussetzungen für eine Analyse hat; deshalb wählen wir die Patienten auch nach diesem Kriterium aus. Das ist ziemlich hart. In Lateinamerika herrscht eine viel sozialere Einstellung dazu. Europa ist am ausgewogensten, denn Analytiker verlangen selten sehr hohe Honorare. In Italien kostet eine Analysesitzung zwischen 50 und 70 Euro. Ich weiß, dass der Durchschnitt in Frankreich etwas höher ist; in Spanien ist es wie hier in Italien.

AUD: Kommen wir nach dem Exkurs zu Stundenfrequenz und Finanzierung noch einmal darauf zurück, welche Mindestanforderungen erfüllt sein müssen, damit man von einer analytischen Behandlung sprechen kann.

SB: Ich glaube, insgesamt sind diese Kriterien, diese Trennlinien, klar und unklar. Analytiker arbeiten mit einigen Grundkonzepten – etwa Unbewusstes, Fantasie, Interpretation, Übertragung, Gegenübertragung, Träume, Beziehungen und Entwicklung des Übertragungsprozesses in der Beziehung – die in keiner Weise Teil anderer Behandlungen sind; und Analytiker haben die Aufgabe, die Analyse der Übertragung in eine lebenswerte analytische Beziehung einzubinden, und dann in lebenswerte äußere Beziehungen. Das heißt nicht, dass sie nett sein müssen oder herzlich, sondern dass sie den Patienten zu einer möglichst guten Arbeitshaltung verhelfen. Und als weiteren wichtigen Unterschied zu anderen Therapien könnte ich das Setting nennen, die Regelmäßigkeit des Settings, und sicher auch die Teilhabe des Analytikers an einem kontinuierlichen Bildungs- bzw. Ausbildungsprozess innerhalb der analytischen Institution. Das heißt, wenn ein Analytiker, nachdem er Mitglied der Gesellschaft geworden ist, verschwindet und sich von den Kollegen isoliert, dann wird er nicht lange Analytiker bleiben. Der isolierte Analytiker ist in gewissem Sinne eine Abweichung. All dies sind unabdingbare Anforderungen daran, Analytiker zu sein. Um auf die Unterschiede zu anderen Behandlungen zurückzukommen: Wenn der Patient dem Analytiker etwas sagt, das in der äußeren Realität zutrifft, wird der Analytiker nicht anzweifeln, dass es in der äußeren Realität zutrifft, aber er wird jenen Worten des Patienten eine wichtige Rolle in Bezug auf die innere Realität beimessen. Das innere Szenario ist der Hauptarbeitsbereich für den Analytiker im Rahmen der Beziehung während der Sitzung.

AUD: *Analytiker sind auch, aber eben nicht nur an beobachtbaren Verhaltens- und Denkweisen interessiert, sondern an der Aufdeckung der inneren Welt, die in oder hinter den äußeren Daten steckt, die man präsentiert bekommt.*

SB: Ja, die Komplexität der Beziehung zwischen innerer und äußerer Realität ist ein spezifisches Merkmal der Psychoanalyse, und auch die mentale Fähigkeit der Analytiker zwischen Primär- und Sekundärprozess zu wechseln. Das ist typisch für die Analyse im Gegensatz zu anderen therapeutischen Ansätzen. Analytiker können einem Patienten auf verschiedenen Ebenen der Konkretheit und der Abstraktheit zuhören, der Symbolisierung, des emotionalen Austauschs, des Bezugs zu Erinnerungen, zur Fantasie, zu vielen komplexen Daten, Sinneswahrnehmungen, der persönlichen Geschichte des Patienten und der gemeinsamen Geschichte eben dieser Analyse zwischen beiden. Was für andere keinen Sinn ergibt, könnte für den Analytiker einen Sinn ergeben, weil die vielen Ebenen des Begreifens und In-Beziehung-Setzens ungewöhnlich sind. Die Fähigkeit eines Analytikers, diese Komplexität in Repräsentation und Wahrnehmung während des Austauschs zwischen beiden aufrechtzuerhalten, ist ungewöhnlich. Zum Beispiel Empathie: Die Unterscheidung zwischen natürlicher und analytischer Empathie ist elementar, weil natürliche Empathie eine Fähigkeit oder Fertigkeit ist, die manche normalen und hinreichend gesunden Menschen haben, um sich genau darauf einzustimmen und wahrzunehmen, was andere erleben, was in anderen vorgeht. Aber es ist selten, fast unmöglich, dass normale Menschen – Analytiker sind, im besten und im schlimmsten Sinne des Wortes, keine „normalen Menschen“ – zwei, drei oder vier mentale Fenster geöffnet haben, in denen verschiedene Ebenen und Aspekte ihrer selbst und der Patienten repräsentiert sind. Und Analytiker halten Kontakt und sind, nachdem sie eine Weile mental mit dem Patienten zusammengelebt haben, in der Lage, das Baby, das Kind, den Jungen oder das Mädchen, den Mann oder die Frau, die inneren Objekte, die verschiedenen Beziehungen zwischen diesen Ebenen und Bereichen präsent zu haben und zu berücksichtigen. Analytiker machen etwas, das Menschen normalerweise nicht machen können. Mehr oder weniger.

AUD: *Am Beispiel der Empathie veranschaulichen Sie recht genau, wie komplex und fast unmöglich es ist, allein beim Zuhören zu erfassen, wovon die Rede ist. Dass man viel tiefer gehen muss, um herauszufinden, was tatsächlich vor sich geht und dem muss man dann auch in Forschungskontexten Rechnung tragen.*

SB: Ja. In einer anderen Optik könnte man sagen, dass der Analytiker gewissermaßen „resigniert“ ist, sich weniger Illusionen macht, in kurzer Zeit wirklich verstehen zu können, was vor sich geht.

AUD: *Und dass ein Analytiker mehr mit der Langsamkeit von Veränderungen in uns Menschen zu tun hat. Er braucht auf jeden Fall Zeit, Geduld und Toleranz.*

SB: Es gibt viele Unterschiede zwischen einem Psychoanalytiker und einem Psychotherapeuten, aber keine Garantie – einen Abschluss gemacht zu haben, heißt noch lange nicht, dass man Analytiker ist.

Psychoanalyse – eine allgemeine Psychologie?

AUD: Die analytische Behandlung ist das eine, aber die Psychoanalyse wollte immer mehr sein als eine Behandlungsmethode, nämlich eine allgemeine Psychologie, eine Anthropologie, eine Kulturtheorie. Laufen wir Gefahr, diese Aspekte einzubüßen, wenn wir die Psychoanalyse auf eine Behandlungsmethode reduzieren?

SB: Ja, ich fürchte schon; gewisse Aspekte der heutigen Kultur machen mir Sorgen, etwa dass in vielen Ländern das Bildungsniveau sinkt. Die staatlichen Schulen haben ihre Ansprüche herabgesetzt und, was ebenfalls die Bildung betrifft, Einzelne scheinen viel weniger motiviert zu sein als früher, etwas Anspruchsvolleres und Ehrgeizigeres zu machen. Unsere heutige Gesellschaft propagiert andere Ziele, Ideale und Modelle, während früher Bildung viel zählte und gebildete Menschen hochgeschätzt wurden. Heute ist Erfolg wichtiger als Bildung. Die neuen Generationen streben häufig nach diesen neuen Zielen, sie haben weniger Ehrgeiz, sich als Person weiterzuentwickeln, sondern wollen lieber direkt als Person Erfolg haben, nicht im Sinne von Weiterentwicklung, Reife. Ich weiß noch, dass in den 1970er Jahren manche Leute, die eine gewisse Not verspürten, die ein paar aber nicht viele pathologische Aspekte hatten, eine Analyse machten, um sich persönlich weiterzuentwickeln und sich selbst zu finden. Als ich Kandidat war, kamen Universitätsprofessoren zu mir, die eine analytische Erfahrung machen wollten, ungefähr so wie in Herrigels berühmter Geschichte *Zen in der Kunst des Bogenschießens* (1948), ein wunderbares, kleines autobiografisches Buch, in dem die Abenteuer von Eugen Herrigel beschrieben werden, einem deutschen Philosophieprofessor, der vier Jahre lang an einer japanischen Universität lehrte. Er fragte die dortigen Dozenten, wie er in dieser Zeit zu einer echten persönlichen Erfahrung japanischer Philosophie kommen könnte, nicht theoretisch, sondern im Sinne einer persönlichen Entwicklung. Die Kollegen schlugen fünf oder sechs mögliche Disziplinen vor, die er versuchen könnte. Er entschied sich für die Disziplin des Bogenschießens und ging zu einem bekannten Meister dieser Kunst. Die Beschreibung dieser Erfahrung auf wenigen Seiten ist unglaublich. Herrigel ging Anfang des 20. Jahrhunderts nach Japan, zwischen den beiden Weltkriegen, als ein logischer, rationaler deutscher Denker, der lernen wollte. Erst versuchte er, logisch vorzugehen, aber er war völlig unfähig, den Bogen zu spannen, und der Meister sagte nichts, sondern wartete nur ab. Es liest sich wie die Geschichte einer Analyse. Nachdem er ein paar Wochen lang vergeblich versuchte, einen Pfeil abzuschießen, wurde er wütend, weil der Meister es ihm nicht beibrachte. Er war verzweifelt, unfähig, das Gerät zu benutzen. Ich verrate nicht, was dann passierte, aber als er merkte, dass er – in unserer Sprache – im Prinzip lernen musste, frei zu assoziieren, und er aufhören musste, all diese Prozesse kontrollieren zu wollen, löste sich der erste Pfeil. Und der Meister, der bis dahin völlig teilnahmslos geblieben war, reagierte sofort, er trat hinzu und machte eine Geste der Anerkennung. Als der Professor nach Deutschland zurückkam, war er ein anderer. Ähnlich einer Analyse.

AUD: Das wurde oft im Sinne einer „Psychoanalyse als Selbsterfahrung“ verstanden.

SB: Ja, die Entwicklung der Persönlichkeit, der eigenen Weise zu sein, zu denken und so weiter.

AUD: Viele Analytiker sehen sich nicht nur als Therapeuten, sie beziehen auch sozialkritisch Stellung zu dem, was um uns herum vorgeht, äußern sich zu Kultur, Kunst, Religion, Medien, Gesellschaft, Politik ... Wie denken Sie darüber?

SB: Das sind anregende Einlassungen. In Italien sind solche Beiträge durch Analytiker völlig unüblich. Philosophen sind in Zeitschriften, Tageszeitungen und dergleichen akzeptiert, aber einen Analytiker würden italienische Zeitungen nie zu solchen Themen befragen.

AUD: In Deutschland ist die Situation etwas anders. Einerseits gibt es die – vor allem von der Ich-Psychologie vertretene – Tabula-rasa-Vorstellung vom absolut neutralen Analytiker, der sich somit auch nicht öffentlich äußern soll; andererseits gibt es eine gewisse Tradition, dass Analytiker zu politischen oder kulturellen Themen Stellung nehmen. Und genau bei solchen Diskussionen scheint zumindest in Deutschland wieder ein gewisses Interesse an der Psychoanalyse zu wachsen, insbesondere an unserer analytischen Theorie und unserem Weltbild, unseren Vorstellungen von der menschlichen Natur, und zwar vor allem bei jungen Leuten, an Universitäten, in Kulturwissenschaften, Medien und in der Literatur. Vielleicht sollten wir aufmerksamer verhindern, dass eine Kluft entsteht zwischen uns, unserer alternden analytischen Gesellschaft, und diesen jungen Leuten?

SB: Ja, das ist eine paradoxe Situation, besonders im Hinblick auf unsere Ausbildung. Viele Gesellschaften haben erst jetzt begriffen, dass es wirklich unklug ist zu sagen: „nehmt nicht diese jungen Psychiater oder Psychologen, lasst sie erst noch etwas reifer werden und nehmt sie dann in ein paar Jahren“. Manche Kandidaten hier bei uns beginnen ihre Seminare mit 56 oder 57. Die italienische Gesellschaft hat inzwischen das Alter von Bewerbern, die eine Lehranalyse beginnen möchten, auf 45 begrenzt.

AUD: Doch wie werden wir wieder attraktiver für jüngere Leute? Es besteht offensichtlich ein echtes und spontanes Interesse an psychoanalytischen Denkmodellen, auch in einem weiteren Sinn, weitab von unseren Gesellschaften und Institutionen. Berücksichtigen wir das in ausreichendem Maße?

SB: Wir sollten das unbedingt berücksichtigen und dem Interesse entgegenkommen. Manche Gesellschaften scheinen ein institutionelles Über-Ich zu besitzen, das ihre Mitglieder davon abhält, sich in allgemeine Debatten einzumischen. Während meiner Amtszeit als Präsident der italienischen Gesellschaft habe ich die Mitglieder dazu ermutigt, sich für den Brückenschlag zur Außenwelt zu engagieren, wurde dafür jedoch von vielen altmodischen Kollegen hart angegriffen, die sich darüber mokiert haben, wie viel Lärm um die Präsenz in der Öffentlichkeit, um „Show“ gemacht wird. Meiner Meinung nach haben sie den Vorstoß und seine Zielsetzung missverstanden.

AUD: Schade, ohne Offenheit stirbt eine Wissenschaft. Die Frage ist: Wissenschaft oder nur ein schrumpfender Berufsstand?

SB: Brücken schlagen! Wenn wir das „Objekt“ Psychoanalyse der Kultur oder es als Therapiemöglichkeit präsentieren, werden die Leute auf dieses „Objekt“ aufmerksam, sonst nicht. Ich denke, die Website kann hier eine wichtige Rolle spielen, Räume schaffen, Querverbindungen. In Italien haben wir gemerkt, dass viele Außenstehende, keine Mitglieder, keine Kandidaten, wegen Filmen auf die Website der Italienischen Psychoanalytischen Gesellschaft gehen: Filmkommentare und -empfehlungen von Analytikern sind sehr gefragt, und für viele ist das ein Weg, sich der Psychoanalyse vorsichtig anzunähern, eine Art inoffizieller erster Kontakt mit einem Objekt, das anfangs etwas unheimlich anmutet, dann aber als äußerst hilfreich erkannt werden kann.

Außensicht auf die deutsche Psychoanalyse

AUD: Nun möchte ich noch ein letztes Thema ansprechen: Wie sehen Sie die deutsche Psychoanalyse?

SB: Die erste Eigenheit, die mir in den Sinn kommt, ist etwas Offensichtliches, nämlich dass, wie ich vorhin erwähnt habe, Deutschland anfangs jede Menge Psychoanalyse in die ganze Welt exportiert hat. Deutschland hat gut organisierte Gesellschaften, die – ähnlich wie die italienische Gesellschaft – eine sonst selten anzutreffende Besonderheit aufweisen: Anstatt einer Gesellschaft in jeder Stadt gibt es viele Institutionen in vielen Städten, die aber national vernetzt sind. Viele Themen werden auf nationaler Ebene diskutiert und entschieden. Das gewährt einer Institution ein anderes Maß an Mitarbeit, denn wenn eine lokale Gruppe entscheidet, wer Lehranalytiker wird oder welche Voraussetzungen ein Analytiker erfüllen muss, ist der Blick doch sehr verengt. Die Tätigkeit einer lediglich auf einen Ort beschränkten, selbstbezogenen Gruppe wird „familiärer“ im negativsten Sinne des Wortes, während eine nationale Gesellschaft aus vielen Institutionen mit jeweils mehreren Zentren intensive Debatten und gemeinsame Entscheidungen fördert. Normalerweise ist das besser; natürlich sind Konflikte unvermeidlich, aber nationale Kriterien zu haben ist verlässlicher und verantwortlicher. Man durchbricht die lokale Enge. Für mich ist das ein wahrer Schatz. Ihre deutsche Organisation ist sehr fortschrittlich, eben weil sie nationale, allerdings aber auch lokale Gegebenheiten berücksichtigt. Zweitens, ist der Einfluss des staatlichen Gesundheitssystems und der Versicherungen auf das analytische Arbeiten wissenschaftlich äußerst interessant, weil Sie mit erheblichen Veränderungen der analytischen Beziehung durch den Einfluss des Dritten zu tun haben. In vielen anderen Ländern haben wir damit keine Erfahrung. Es wäre interessant, was die Deutschen über diese Realität erarbeiten und den anderen berichten könnten. Ein weiterer Punkt ist, dass die deutsche Kultur in höherem Maß als viele andere eine Art Wiege des Denkens ist. Auch wenn es in Nord- und Südamerika viele kulturell gebildete Analytiker gibt, ist für mich persönlich die deutsche Kultur etwas, das man kosten, schmecken kann. Es gibt so wichtige Wurzeln in der Vergangenheit und auch

in der Gegenwart, zum Beispiel die Frankfurter Schule, und auch die Forschung wird in Deutschland auf herausragende Weise vorangetrieben. Wenn ich meiner Fantasie freien Lauf lasse: Die deutsche analytische Community ist groß und wichtig und könnte wirklich eine internationale Rolle als Gesprächspartner für alle Gesellschaften spielen. Weil die deutsche Psychoanalyse über so viele Quellen verfügt und so viele Beiträge importiert hat, macht die Fähigkeit deutscher Analytiker, verschiedenen Schulen zuzuhören, die deutsche Psychoanalyse zu einer der gegenwärtig wichtigen Regionen, die die Psychoanalyse international repräsentieren können. Das ist nicht so häufig; meiner persönlichen Erfahrung nach sind Deutschland, Italien und Brasilien die internationalsten Regionen mit Einflüssen von überall. In diesen Ländern wurde viel importiert und dann weiterentwickelt. Meine persönliche Vision für die Zukunft ist, dass Deutschland, Italien und Brasilien neue Beiträge liefern werden, denn gerade weil sie importiert haben, gibt es dort keine starken bereits bestehenden Schulen und sie sind ungebunden genug, um ihrerseits viele Veränderungen und Entwicklungen im analytischen Denken anzustoßen.

AUD: *Das heißt, wir werden analytisch zu einem „global player“?*

SB: In Deutschland gibt es eine starke Community mit vielen originellen Denkern; ich bin sicher, dass es in Zukunft eine führende Rolle spielen wird.

Zu guter Letzt ...

AUD: *Sie haben geschrieben, dass Sie die Psychoanalyse als eine „spezielle“ Wissenschaft betrachten. Als Wissenschaft müssen wir berücksichtigen, dass es andere Wissenschaften gibt, mit denen wir uns etwa über die Kriterien für Wissenschaftlichkeit verständigen müssen. Was heißt „speziell“ für Sie?*

SB: Die Frage ist absolut gerechtfertigt, aber äußerst schwierig zu beantworten. Spezielle Wissenschaft heißt, dass die allgemeinen Phänomene, die Freud und andere beschreiben, einen Sinn ergeben, eine kohärente Erfassung komplexer klinischer Situationen liefern können. Und diese Ideen können für die Beschreibung und Erforschung typischer Prozesse genutzt werden. Wenn man einem Analytiker beim Präsentieren und Kommentieren klinischen Materials zuhört, erkennt man eine methodologische Kohärenz und eine Korrespondenz zwischen den Interpretationswerkzeugen und der psychoanalytischen Theorie. Wenn die Präsentation wirklich überzeugend ist, gibt es viele Elemente, die miteinander kombiniert werden können und eine verständliche Geschichte ergeben, ein Profil, einen Prozess, die die Zuhörer überzeugen. Natürlich könnte es sein, dass das nicht wissenschaftlich genug ist.

AUD: *Das kommt darauf an, was man unter „wissenschaftlich“ verstehen möchte. Was Sie als narrative Kohärenz (innere und äußere) beschreiben, oder als Plausibilität, wenn die Patienten eine Interpretation als Erklärung oder roten Faden für ihre Geschichte akzeptieren, ist – als wissenschaftliches Kriterium – in so genannten*

exakten Wissenschaften nicht so leicht zu akzeptieren. Jene würden sagen: Kohärenz ist schön und gut, aber wir brauchen Präzision, und dies am besten mittels Zahlen.

SB: Ein paar Beispiele: Wenn wir sagen, während der russischen Revolution wurde ein Mensch von der Revolutionsarmee und dem revolutionären Denken getötet, würden die exakten Wissenschaften einwenden, das Einzige, was wir sagen könnten, sei, dass dieser Mensch von einem Stahlkörper getötet wurde, der den Blutkreislauf zum Erliegen gebracht hat und so weiter. Wenn wir sagen, ein Mensch ist von einem anderen getötet worden, sagen wir, dass der Mensch von einem anderen getötet wurde, der eine starke politische und ideologische Überzeugung hatte, nämlich den frühen, revolutionären Kommunismus. Das kann man mit exakten Wissenschaften nicht beweisen; das kann man nicht genau messen. Trotzdem wissen wir, dass es stimmt. Der Unterschied zwischen exakten Wissenschaften und Sozialwissenschaften, Geschichte, politischer Theorie und so weiter, muss anerkannt und diskutiert werden: Jede von ihnen hat ihren eigenen Code. Meiner Ansicht nach ist die wirkliche Validierung der Ergebnisse einer analytischen Behandlung und der betreffenden wissenschaftlichen Daten, das Gefühl, dass sie richtig, wahr sind. Es entsteht im Gesprächspartner, wenn das ganze Unternehmen der Kommunikation mit einem anderen Menschen erfolgreich verläuft. Wenn wir einen Bericht über eine Geschichte oder eine Sitzung schreiben und hinterher in unserer Präsentation davon erzählen, können wir eine enorme Kohärenz und Resonanz erreichen. Man hat wirklich das Gefühl, etwas Gefundenes zu haben, eine plausible Erklärung gefunden zu haben.

AUD: Ein weites, kompliziertes Feld. Ich würde zumindest hinzufügen wollen, dass wir das in einer Wissenschaft nicht nur unter uns, in unseren eigenen Kreisen, sondern auch mit Experten, interdisziplinär, diskutieren müssen, um unser Denken zu konturieren und zu schärfen.

SB: Ja, uns nur in unseren eigenen Kreisen aufzuhalten, ist eine riskante Einschränkung. Denn die wahre Komplexität der Begriffe kommt uns abhanden, wenn wir sie wie selbstverständlich verwenden. Ich habe gemerkt, dass ich, wenn ich Vorträge vor einem externen Publikum halten musste, erklären musste, was manche Begriffe bedeuten. Wir müssen unsere Schlüsselbegriffe für ein externes Publikum in einer normalen Sprache, in wenigen verständlichen, kurzen Worten erklären, so klar wie möglich.

AUD: Es wäre schön, wenn wir das auch untereinander täten! Doch mit Ihren Ideen für die Verbesserung der Kommunikation sind Sie ja ganz offensichtlich auf dem besten Weg. Alles Gute für Ihre Präsidentschaft und vielen Dank für Ihre Offenheit.

Anna Ursula Dreher, Dr. phil., Dipl.-Psych., Psychoanalytikerin (DPV) in Frankfurt am Main, Mitglied in Forschungskomitees der IPA seit 2001; Mitherausgeberin dieser Zeitschrift. Veröffentlichungen zu Grundlagen der Forschung in der Psychoanalyse, zu Konzeptforschung und zur Entwicklung zentraler psychoanalytischer Konzepte. (Siehe auch Hefte 3, 2007, 4, 2009 sowie 1, 2014.)

Stefano Bolognini, Lehranalytiker, Supervisor und vormaliger Präsident der Italienischen Psychoanalytischen Gesellschaft, Präsident der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung. Seine Aufsätze und Bücher sind in viele Sprachen übersetzt und befassen sich größtenteils mit Theorie der psychoanalytischen Technik, psychoanalytischer Empathie, intersychischen Beziehungen, erotischer und erotisierter Übertragung. (Siehe auch Heft 3, 2013.)